

Datum: im Januar 2006

Titel: Zählen und Erzählen.

Veranstaltung: Symposium - 20 Jahre Medien und Zeit

Von Univ. Prof. Dr. Thomas A. Bauer

Erzählen war immer schon jene Form der Kommunikation, in der man über Zahlen, also über das Einbringen und Darstellen von zahlfähigen Fakten Geschichten vom Verdacht der Erfindung freigemacht und sie, weil gebunden an objektivierbare Referenzgrößen (Zeitmaße Zeitzahlen), beweisfähig gemacht hat. Zahlen sind allgemein kundlich, sie qualifizieren Erzählungen als Kunde, als Nachricht, also als referenzfähige Verdichtung von nicht (mehr und nicht weiter) unterschiedlich auslegbaren Größen, die - auf eine gemeinsame Richtgröße (Zeit) - zusammen (genommen) ein Ereignis ergeben. So sind Zeit-Zahlen Medien der Vermittlung von und zwischen unterschiedlichen Zeitdeutungen. Davon gibt es viele zwischen zwei zueinander dialektisch zu denkenden Deutungspolen, nämlich:

1. Zeit als Beobachtungsperspektive des Geschehens. Zeit ist (geschieht), wo und weil sich etwas ereignet... Zeit braucht Geschehen. Geschehendes und Geschehenes können wir nur jenseits und abseits des unmittelbaren Erlebens wahrnehmen (oder wieder für sich oder für andere wahr machen), indem wir es verzeitlichen. Jede Kommunikation ist die Wendung von Deutungen unter Bezugnahme auf einen Zeitpunkt/Zeitraum, um das zu Sagende so an kulturelle Welten zu binden. So kontrollieren wir den Deutungsraum von Ereignissen und so machen wir Erzählungen rational. Erleben wird zum geschehen durch Vermittlung. Vermittlungen sind nicht willkürlich, sie ordnen und sie sind kulturell geordnet. Vermittlungen sind, wie das Wort schon sagt, nur möglich im Gebrauch von Vermittlungsinstanzen, von Medien, also von Größen, denen die Kapazität der Mitte, der mediatisierenden Ordnung (Unbeeinflussbarkeit, Objektivität, Autorität, Nichthintergebarkeit, Distanz zu Extremität oder Beliebigkeit etc.) kulturell zugedacht wird. Wer Geschehens erzählt, beobachtet das Erzählbare aus der Logik und in Bedacht auf eine Logik der Zeit, das eine Vorher dem Nachher und dem Nachher ein Vorher zuordnet. Zeit ist also eine Größe der möglichen Mitte, die Mitte selbst. In diesem Sinne ist Zeit mehr als nur ein Kulturmodell, es ist ein Wissensmodell, mit dem Kulturen geschaffen (geordnet, rationalisiert) werden. Auf sie lassen sich Geschichten konzentrieren ordnen und Geschehen lässt sich also nur über das Medium Zeit symbolisieren, materialisieren, objektivieren - und so relationalisieren und rationalisieren. Das Erleben selbst hat keine Rationalität, es erhält diese allererst im Erzählen. Der Faktor Zeit bringt Geschehen in ein Format, das Geschichte heißt. Mit diesem Faktor wird ein Beziehungsmodell eingeführt, dessen Plausibilität axiomatisch ist: Kausalität. Die Zeit, ursprünglich die kognitive Universalie, durch die alle Natur (Naturerleben) kulturell (Leben als Kultur) gedeutet wird, wird in das strengste (unberührbarste) aller Ordnungsschemata übersetzt: in ein Modell der Mathematik. Zeit in der logischen Sprache der Mathematik ist ab diesem Gebrauch nicht mehr nur ein Kulturmodell (Unterstellung vergemeinschafteter Bedeutung), sondern ein (technologisches)

Wissensmodell (Unterstellbarkeit generalisierten Wissens). In der Maske der Rechnung wird Zeit ein Faktor der Berechnung und so ein Modell der Organisation (Unterstellung des generalisierten Gebrauchs). Zeit wird machbar. Den Vorstellungen vom Nachher (Zukunft) kann ein Vorher zu Grunde gelegt werden, für bestimmte (bestimmbare) Wirkungen und Effekte auf Zeit lernt man selektive Ursachen zu setzen. Der Beweis liegt jeweils auf der Hand. Den Lösungen, die man anstrebt, setzt man diesen entsprechende Problembeobachtungen (Zeitbeobachtungen) vor. So beweist sich Kausalität als Schematisierung von Welt niemals natürlich, sondern immer (nur) kulturell. Man weiß, dass Konnektivität, Kontinuität und Linearität kulturelle Modelle oder Perspektiven der Wahrnehmung von Zeit sind, die in unmittel- und mittelbarem Interesse von Überschaubarkeit, Beherrschbarkeit und Kontrollierbarkeit in die Beobachtung eingemischt werden, die so den sich ändernden Erfahrungen eine Ordnung auferlegen, die sie selbst nicht an sich hätten. Indem aber Kausalitäten (Begründungsmodelle zur Erklärung) gesucht oder auch notwendig werden, bedient man sich dieser Ordnungsperspektiven als wären sie Ordnungen der Natur oder aus der Natur.

Dabei ist schon klar, dass ohne die Inanspruchnahme solcher Modelle nichts, keine Gesellschaft, keine Gemeinschaft und keine Entwicklung organisierbar wären. Klar brauchen Gesellschaften, vor allem solange sie national gebildet und gerahmt werden, eine Geschichte, die sich einig sein will. Eine in sich widersprüchliche Geschichte (als Geschichtsbeobachtung und Beobachtungsgeschichte) macht die Brüche und Diskontinuitäten einer Gesellschaft offenbar. Während eine offene Gesellschaft genau darauf baut und daraus ihre Legitimation schöpft, mühen sich abgeschlossene oder verschlossene Gesellschaften um eine geschlossene Geschichte. Wie man weiß, hat sich die Geschichtswissenschaft ja in eben diesem nationalen Interesse etabliert. Sie sollte durch die Forschung nach Linearität und Kontinuität nationale Identitätskonzepte konstruieren und legitimieren.

Um in diesem Zusammenhang die Rolle der Wissenschaft in der Beschreibung des Lebens und den Unterschied zwischen symbolischer (in Zeichen verbindender) und diabolischer (durch Zeichen trennender) Wissenschaft darzulegen, bedarf es einer systemtheoretischen Konnotation: Während Systeme im Interesse nachhaltigen Überlebens zwar operational geschlossen, kulturell aber offen sind, sind Regime an der Zerstörung von lebendigen Umwelten interessiert und deshalb auch kulturell geschlossen, während sie operationell willkürlich sind. Im Fall von Systemen entspricht die operationelle Geschlossenheit einem biophilen und auf die Eigentümlichkeiten des Lebens eingerichteten Habitus, während die operationelle Willkürlichkeit von Regimen einem nekrophilen und die Eigentümlichkeiten des Lebens zerstörenden Habitus entspricht. Die Eigentümlichkeit des Lebens, um es mit Erich Fromm zu sagen, ist es fehlerhaft zu sein. Jede Perfektion, nicht nur die von Technik oder Pragmatik, sondern vor allem die der Kultur und der Konstitution von Bedeutung zerstört diese selbst. Das Reservoir der Stiftung von Sinn und Bedeutung ist die Summe der möglichen Fehldeutungen. Die kulturelle Ressource der Kommunikation ist nicht das zu Erwartende, sondern das Unerwartbare, die Überraschung, die Differenz. In Lichte dieser Erkenntnis ist die Ausrichtung der Beobachtung an Kontinuität, Linearität und Kausalität eine Gefährdung der biophilen Lebensinterpretation oder eine nekrophile Versuchung,

während die Ausrichtung (der Forschung und Beobachtung) an Differenz, Überraschung und Widerspruch möglicherweise bestehende Identitätskonzepte, lange alimentiert durch den immer gleichen Blick auf das immer Gleiche, empfindlich stören könnte - was, wie ich denke, auch die Aufgabe einer kommunikationstheoretisch begründeten Geschichtsforschung sein dürfte. Warum? Weil die Geschichte (generell) durch die diskursive Kommunikation lebt. Wo sich diese Kommunikation (Forschung, Beobachtung) aber im Wiederholen des klinischen Blicks erschöpft anstatt im Interesse des Neuen sich immer wieder umzusehen und den (bisher) fehlenden Blick auszuprobieren, dort läuft sie Gefahr sich zur Mythenbildung missbrauchen zu lassen.

Das Medium, über das Geschichte entsteht, ist Kommunikation. Sei ist die soziale Praxis der Zuweisung von Bedeutung zu dem, was geschieht, durch die Reihung des Geschehenen im Format der Erzählung. Reihung und Zahl sind dabei die „mittenden“ Größen, die den Interpretationsspielraum definieren und so Wahrheit (also eine für alle gleiche Wahrnehmung)

In diesem Sinne empfiehlt sich – kommunikationstheoretisch argumentiert - eine auf Differenz ausgerichtete Geschichtsbeobachtung als notwendiger Wechsel in der Beobachtungsgeschichte. Und da, wo dieser schon vollzogen wird (z.T. in der Ethnologie und Kulturanthropologie), wo man also nicht nach Konnektivität, Kontinuität und Linearität anhand von Personen oder Institutionen forscht, wo man also erst nach Verbindungen sucht, nachdem man die Merkmale

Es handelt sich vermutlich um einen intelligenten und experimentellen Regelbruch in der Methodik der Beobachtung. In der traditionellen Geschichtsforschung identifiziert man zunächst die (handelnden) Subjekte, um dann über die zwischen diesen bestehenden Verbindungen zu spekulieren. In einer kommunikationstheoretisch begründeten Forschungsmethodik würde oder müsste man zunächst die relationalen Welten (Diskurse) beschreiben, um dann zu erklären wie es zu den diversen personellen oder institutionellen Figurationen kommt. Die an dem Konzept der Cultural Studies orientierte Geschichtswissenschaft ist das schon lange nicht mehr fremd, in der Aufarbeitung von Kommunikations- und Mediengeschichte sehe ich in dieser Richtung noch wenig Bewegung. Immer noch wird Mediengeschichte als Kontinuitätsgeschichte von organisierten Medien oder als sich selbst identische Geschichte von Personen oder Persönlichkeiten, die Geschichte machen, beschrieben. Von Geschichte, die Personen macht oder Medien macht, ist mir kaum etwas geläufig.

Es gibt keine Natur der Zeit und daher auch keine Naturgesetz der Zeit oder der Geschichte. Zeit ist keine Aussage der Natur, sondern eine Kulturaussage zur Natur der Dinge, über die wir nicht natürlich, sondern kulturell verfügen. Es gibt kein Protokoll jenseits unserer Zeitvorstellungen zurzeit. Unsere Protokolle zurzeit sind Protokolle der Bewältigung von Überraschung und unerwarteter Differenz durch die Objektivierung von Ordnung. Jedes Reden über die Zeit oder über Geschichte ist daher nichts anderes als das Reden über das Reden zurzeit und zur Geschichte, das Beobachten der Beobachtung. Weil aber das Beobachten von Beobachtung gewissermaßen eine kontrollierende Aktivität zu schon verlaufenden Kontrollaktivitäten ist, stellt sich die Frage nach den

Beobachtungsinteressen, die ja auch wieder nur „festgestellt“ werden können, indem man die Kultur der Beobachtung selbst zum Thema macht. So fallen in der Geschichtsbetrachtung bzw. Geschichtsbeobachtung Beobachtungsgegenstand (Realzusammenhänge) und Beobachtungsperspektive (Zeitzusammenhänge) zusammen. Oder noch klarer auf den Punkt gebracht: der Gegenstand der Geschichtsbeobachtung ist die Beobachtungsgeschichte. Da diese sich in Kommunikaten bzw. kulturellen Formaten der Kommunikation darstellt, zeigen sich die Geschichtsbeobachtung große interne Unterschiede der Beobachtungsgeschichte, was die ganz einfache Aussage ermöglicht. Es gibt nicht die Geschichte. Die Geschichte selbst ist und hat keine Einheit. Sie ist die kommunikative und kulturell konventionalisierte Rahmung der intrinsischen Diversität von Geschehen und Zeit.

2. Das Geschehen als Beobachtungsperspektive von Zeit. In diesem Modell ist Zeit ein Synonym für alles, was der Fall sein kann (Welt – Einstein), für die kognitiven Innen- und Außenwelten, die als komplexe und unabgeschlossene Umwelten ständig Aufmerksamkeits-, Wahrnehmungs- und Anpassungspotentiale absorbieren, also für das, was „zieht“ in des Wortes mehrfacher Bedeutung: Es zieht vorbei (Wahrnehmungen, Aufmerksamkeiten und Anpassungen wandeln sich mit den sich ändernden Objekten) und es verlangt unseren Bezug (weil Selbst-Sein immer nur im Bezug zu Umwelten nachvollzogen werden kann). Das Geschehen, das, was passiert, gibt uns also (selektiven) Hinweis auf diese Zeit(-vorstellung) und macht sie so deutbar, ein- und mitteilbar. Auch hier ist der Wille bzw. die Notwendigkeit der Vermittlung (Kommunikation im Sinne der Verteilung von Gesellschaftlichkeit) das treibende Motiv für die Konstruktion des Verhältnisses von Geschehen und Zeit im Format der Geschichte. Das Wissen um die Kontingenz des Universums und die Erfahrung von dessen Unvermitteltheit motiviert die Suche nach einem Bestimmungsmodell. Es ist dies das Modell der Handlung. Durch Handlungen macht man Geschichten, durch Handlungen macht man Geschichte. Man erzählt Geschichten und Geschichte im Modell von Handlungen. Sie sind in diesem Verhältnismodell (Geschehen als Beobachtungsperspektive)

Während in dem ersten Modell die Zeit dem Geschehen (kulturelle, kognitive und soziale) Ordnung gibt, ist das Verhältnis im zweiten Modell umgekehrt zu denken: Die Handlungen strukturieren die Zeit, sie geben der Zeit eine kulturelle, kognitive und soziale Ordnung – nämlich die der Deutung und Bedeutung. Während das erste Modell eine Wenn-Dann-Kausalität anstrengt, bemüht das zweite Modell eine Weil-Dann-Kausalität. Im ersten Modell ist die Zeit das sinnstiftende Konstrukt, im zweiten Modell ist die Handlung der Vorgang, dem man die Sinnverantwortung zuordnet.

Wie immer, der Befund ist so und anders interessant und relevant sowohl für die historische Kommunikationswissenschaft wie auch für eine kommunikationswissenschaftlich konzipierte Geschichtswissenschaft. Der Zusammenhang von Geschichte und Kommunikation ist evident. Geschichte liegt im Gedächtnis. In diesem versammelt sich – selektiv und veränderlich – die kollektive Erinnerung. Kollektiv werden Erinnerungen durch die Strukturen der Verallgemeinerung, also der Systemisierung und Objektivation (z.B. Aufbewahrung durch Schrift, Fixierung durch

Zeit-Daten). Aufbewahrte Inhalte sind aber nicht per se Geschichte in historischem Sinne. Aufbewahrt werden ja nur die Zeichen und Codes zur Wiederverwendung. Erst die Wiederverwendung gilt in der Regel als Wiederbestimmung von Deutungen von Zeit- und Handlungszusammenhängen, immer verändert durch den zeitlichen Kontext des Gebrauchs. Durch die Verwendung im Gegenwartszusammenhang wird Aufbewahrtes zur Erinnerung und versteht sich als Vergangenheit. In diesem Sinne ist Geschichte die textuelle Sammlung von Erinnerung. Sie konfrontiert mit dem Anspruch aus Erfahrung gelernt zu haben.

Wie Geschichte im Kontext der Alltagspraxis immer kommunizierte Geschichte, immer die im Muster der sozialen Praxis (Kommunikation/Kultur) vermittelte Inbezugsetzung von Zeit und Handlung ist, ist Kommunikation im Kontext der Alltagspraxis immer vergeschichtlichte Verständigung, am überzeugendsten im Format der Erzählung. Als Wissenschaft ist Geschichte die Beobachtung von Kommunikationen zu Handlungen mit einer kommunikativen Zwecksetzung (z.B. Lernen aus der Geschichte). Als Wissenschaft ist Kommunikation die Beobachtung von Handlungen in Bezug auf die Mehrdeutigkeit von Kommunikationen. Kommunikationsgeschichte ist wie geschichtliche Kommunikation durch Beobachtung eingebunden in dieses autokonstitutive Verhältnis von Zeit und Handlung/Geschehen: Zeit kommuniziert den Sinn /die Bedeutung von Handlungen, Handlungen kommunizieren den Sinn/die Bedeutung von Zeit. Wichtig ist, dass man in beiden Modellen ein Verstehensmodell zur Hand hat, das – eben – verstehbar macht, was man nicht beobachten kann. Weder den Sinn von Zeit noch den Sinn von Handlung(en) kann man jeweils in sich beobachten. Man kann nur den Sinn des Zeitgeschehens im Bezug auf Handlungen interpretieren(verstehen und verstehbar machen) wie man den Sinn des Handlungsgeschehens nun im Bezug auf Zeit verstehen und verstehbar machen kann.

Medien und Zeit:

Es ist zu hoffen, dass durch das bisher Gesagte schon deutlich wurde, dass Zeit und Medien, richtiger: Vermittlung als die kommunikativen Größen von Geschichte gedeutet werden können. Zeit als das Generalisierungsmodell, das vernünftigerweise niemand in Frage stellen kann, um so Geschehen und Geschehenszusammenhänge zu lokalisieren. Und Vermittlung als die Funktion, ohne die Geschehenes nicht Geschichte wird. Geschichte ereignet sich nur im Kontext von Kommunikation. In diesem Kontext beansprucht sie zugleich deutendes und/oder gedeutetes Verstehen. Beide Begriffe, Zeit und Medien/Vermittlung sind als Konstrukte zu verstehen, die deshalb miteinander zu tun haben, weil ihnen ähnliche Funktionen zugeordnet werden: sie machen Nicht-Beobachtbares verstehbar. Weder ist die Zeit als Gegenstand für sich beobachtbar, noch ist das, was wir Vermittlung nennen, beobachtbar. In beide Begriffe mischt sich eine Vorstellung, durch die plausibel wird, was sie beschreiben. Und noch mehr: Die Tatsache, dass sie, obwohl sie nur für etwas stehen, was sie selbst nicht sind, bewirken sie, was sie anzeigen: Sie verzeitlichen das Geschehen und bringen es so in Ordnung, sie setzen Geschehenes in Bezug zu (anderen, z.B. gegenwärtigen) Lebenswelten und geben ihm so einen zukünftige Bedeutung. Das in beiden Konstrukten eingemischte Kausalitätsmodell verführen (offenbar) dazu, das, was man versteht und weil man denkt

es zu verstehen, auch für beobachtbar zu halten. So denken wir (mit der Geschichte) die Zeit zu beobachten (z.B. anhand des Verlaufs der Ereignisse), obwohl wir nur die funktionale Stimmigkeit unserer Maßeinheiten kontrollieren. So denken wir den Vermittlungsvorgang (z.B. als Übertragung) zu beobachten, obwohl wir nur das Kausalitätsmodell in Bezug auf Handlungsfolgen oder Handlungsentsprechungen kontrollieren. Aber immerhin: die Konstrukte machen es möglich, einen solchen Vorgang dingfest (gegenständlich und – wie oben schon angedeutet: kundlich) zu machen.

Klarerweise ist in diesem Zusammenhang, wenn wir von Medien reden, nicht von Medien als Apparaturen, als Produkte oder als Produktionssysteme die Rede, sondern von realen, gelebten oder gedachten Plattformen der sozialen Praxis, von Zeichen- und Bezeichnungszusammenhängen, die in der Lage sind, Deutungen aufzunehmen und auch solche wieder abrufbar zu machen. Medien sind Referenzrahmen für die allgemeine Unterstellung der Wichtigkeit, Gültigkeit und Relevanz von Themen. Sie maximieren daher mögliche individuelle Bedeutungen zu kollektiven Deutungsangeboten – nicht selten in direkter Verbindung mit der Minimierung eines differenzierten Verständnisses des Inhalts selbst. Medien sind aber nicht nur Plattformen gesellschaftlicher Diskurse, sondern – im Sinne des Foucault'schen Diskursbegriffs - mehr noch Dispositive der gesellschaftlichen Ordnung, also der Verteilung von hierarchisierter Gesellschaftlichkeit, vor allem im Zusammenhang von wissensbesetzten Diskursen.

Gerade weil (hier) Geschichte als kommunikatives Format beschrieben und deshalb auch so stark in Verbindung zum Medienbegriff konzipiert wird, muss man auch in Augenschein nehmen, dass Medien, wie man mittlerweile weiß, die ihnen oft unterstellte Hoffnung auf Integration und gerechte Verteilung von Wissen enttäuschen. Sie integrieren nicht, sie segregieren, segmentieren, fragmentieren – fast muss man sagen; notwendiger Weise. Als Agenturen des Diskurses sind sie Werkstätten des open source of cultural knowledge. Oder, wenn man dies genauer beschreiben möchte: sie sind nichts anderes als das Schaufenster der Diversität des gesellschaftlichen Lebens. Nicht sie sind es, die für Wissen, Moral oder kommunikative Verständigung zu verantworten sind. Vielmehr ist es der Blick in dieses Schaufenster, also die Kultur des Gebrauchs der Medien. Da sie, die Medien, aber im Kontext dieses Gebrauchs zugleich und (zwar) zunehmend als generalisierte Referenzsystemen für kollektive und/oder individuelle Entscheidungen in Gebrauch genommen werden, muss man davon ausgehen, dass sie gewollt-ungewollt auch historische Diskurse mit jeweils herrschenden Werte- und Moralvorstellungen besetzen, um unerwünschte Werte-Einschlüsse zu diskreditieren.

Geschichte als Referenz für Identität und Verantwortung für das Selbstkonzept

Wenn man, wie es hier versucht wird, Geschichte kommunikationstheoretisch interpretiert Die kommunikative Funktion von Geschichte bespielt viele Seiten, vor allem – und nicht zuletzt - auch die des Wissens um das Selbst. So sind Lebensgeschichten die Referenz für Stärken oder Schwächen von Persönlichkeiten, so ist die gesellschaftliche (z.B. nationale) Geschichte die Referenz das Selbstbewusstsein einer Nation. für Es gäbe da aber auch noch eine andere Komponente, nämlich die der Verantwortung für Zeit und/ oder Handlung. Im ersten Modell wird der Zeit die Verantwortung zugeschoben, im

zweiten Modell der Handlung. Das zweite Modell macht also den Menschen, das Subjekt verantwortlich, das erste Modell die Zeit. Das macht klar, Geschichte, vermittelt im Interesse, sie nicht stumpf zu wiederholen, wo sie Schmerz verursacht hat, muss die Handlung im Vordergrund stehen...

Allgemeine Verfügbarkeit und Komplexität auf der einen Seite, Komplexität und Beliebigkeit auf der anderen Seite zwingen uns laufend über neue Wege nachzudenken, über die wir Verbindungen schaffen zwischen Menschen und Menschen, zwischen Menschen und Themen, zwischen Themen Themen und zwischen den Lagen und Welten der Menschen, in denen Themen Relevanz haben. Über neue Wege in der Vermittlung von Ethik nachzudenken bedeutet aber auch, Grundsätze zu hinterfragen, auf die sich die bisher gegangenen Wege in der ethischen Bildung berufen. Im Zusammenhang unserer Themenstellung heißt dies: nachdenken über die moralische Zumutungen an Ethik, Bildung und Kommunikation, über die ethische Implikation von Kommunikation und Bildung und über die kommunikative Dimension von Ethik und Bildung.

Da kann man nicht umhin von Anfang an klar zu stellen, dass jedes Nachdenken über Kultur die Frage nach der Kultur des Nachdenkens aufwirft: welche Vorstellungen, welche Hoffnungen, welche Glücksmodelle und welche Angstbilder mischen wir ein, wenn wir Kulturen reflektieren? Mit ihnen begründen wir ja unsere Wahrnehmungen wie auch unsere Forderungen. Weil auch die wissenschaftliche Reflexion nichts anderes ist als die Konstruktion von Wirklichkeit, wenn auch auf einer zweiten Beobachtungsebene, also der objektivierenden Beobachtung von Alltagsbeobachtung, braucht auch diese eine (dritte) kritische Beobachtung, die Aussagen darüber machen kann, warum bestimmte Begriffe und Modelle der theoretischen Wahrheitsbestimmung ausgedient haben und warum neue Begriffe notwendig sind. Weil die Welt, die – um es mit Wittgenstein zu sagen – ja alles ist, was der Fall sein kann – sich mit deren Beobachtung verändert und in einer veränderten Welt sich auch die Beobachtung eben dieser Welt wieder ändert, ändern sich auch die Begriffe, mit denen wir die Welt verändern.

Von dieser differenzierten, allerdings theoretisch noch keineswegs abgeschlossenen Einschätzung der Medien im Hinblick auf Wissens- und Bewusstseinsbildung ausgehend legitimiert sich die kommunikations-wissenschaftliche Medienforschung wissenschaftstheoretisch, aber auch gesellschaftlich nicht mehr ausreichend als Struktur- und/oder Inhaltsforschung, vor allem nicht, wenn es um die Frage der Herkunft und Vermittlung von Ethik geht. Mit Recht erwartet man von ihr mehr, nämlich eine sozialtheoretisch fundierte kulturologische Analyse/Interpretation gesellschaftlicher Diskurse und deren Kontextbedingungen. Es braucht eine Blickwendung, weg von den Medien als den vermuteten Superfaktoren, hin zu den Lebenswelten und Lebenskulturen. Sie stellen die Ressourcen von Ethik und Moral. Aus ihnen schöpfen Medienrezipienten Kultur- und Wissensmodelle, die sie im Gebrauch von Medien einmischen, um sich so in den diversen Diskursen zu Recht zu finden und zu behaupten.

Soviel ist jetzt schon klar: das Thema bleibt (uns). Menschen wollen – vielleicht: müssen – sich selbst finden. Ein Leben lang sind sie damit beschäftigt herauszufinden wer sie sind und wohin sie sich gehörig wissen sollten. Nicht allen ist es – aus den

verschiedensten Gründen – gegeben dieses Projekt für sich und/oder für die Gesellschaft, in der und mit der sie leben, befriedigend zu lösen. Je komplexer die Umwelt wird, desto mehr sind Menschen in dieser Frage auf Hilfestellung und Orientierung angewiesen. Da haben sich die Bedingungen allerdings stark geändert. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich das Verständnis der in diesem Diskurs zentralen Begriffe, Subjektivität und Identität, radikal gewandelt. Gerade dies ist der Beweis dafür, dass uns das Thema bleibt.

Noch immer beziehen wir uns auf die Vorstellung des „cartesianischen Subjekts“, von dem wir vermuten, dass es mit Bewusstsein und Vernunft ausgestattet und auf Einheit, Souveränität und Identität ausgerichtet sei, obwohl wir durch postmoderne Wissenschaftskonzeptionen längst auf die Möglichkeit der Dekonstruktion dieser Universalie immer wieder hingewiesen werden. Der Zugang zu dieser Thematik wandelt sich und hat – das mag wohl zugleich eine entlastende Botschaft sein – mehr als uns bislang klar war, mit Kommunikation zu tun. Ohne hier ein komplexes theoretisches Konstrukt aufzureißen sei doch der Hinweis in dem noch verträglichsten Maß notwendiger Trivialität gegeben: Was der Mensch von sich weiß, weiß er durch Kommunikation. Jenseits der Kommunikation gibt es für uns keinen Zugang zu Erkenntnis. Nicht alles aber, was der Mensch sich selbst betreffend kommuniziert, nimmt die Gestalt von Wissen an. Das Wissen des Menschen über sich selbst, ob nun alltagswissenschaftlich oder wissenschaftswissenschaftlich entwickelt und ausformuliert, ist die Konstruktion aus der Not der Auseinandersetzung mit der Erfahrung des Todes.

Dieses Wissen um das Ende der möglichen Erfahrung über sich selbst verlangt es, um seiner selbst willen die Aufmerksamkeit auf andere, den Anderen zu richten und die Aufmerksamkeit des Anderen auf sich selbst zu deuten. Nichts anderes ist Kommunikation. Sie ist die kulturelle Äußerung der dem individuellen Leben inhärente Ausrichtung auf den und das Andere, also auf Gesellschaft. Sie ist das gesellschaftliche Phänomen, die soziale Gestalt von Kultur. Kommunikation ist das nie abgeschlossene und für niemanden abschließbare Projekt der Vergemeinschaftung von Unterschieden, entwickelt aus der subjektiven Auseinandersetzung mit dem, was dem Leben einen Verlauf abverlangt: dessen Ende. Denn das Ende bedeutet: es könnte, kann anders sein. Wäre es ewig, dann hätte es keine (Ver-)Änderung in sich. Die Veränderung verweist auf das Andere, dessen Notwendigkeit und dessen Chance.

Das Wissen um ein Ende gibt dem Leben Zeit. Die Dimension der Zeit – nicht mehr als ein Wissensmodell, aber immerhin eines, mit dem wir leben – macht das Leben zur Geschichte. Geschichten brauchen Erzählung und werden durch Erzählung zur (z.B. persönlichen) Geschichte. Ein Leben ohne dessen erfahrbares Ende wäre nicht das Leben in Geschichte und Geschichten, zu deren Eigentümlichkeit es eben gehört sich durch Entwicklung und Wachstum zu verändern. Es wäre ein Zustand der Stagnation oder schon der des Todes selbst, wäre es, das Leben, nicht eine Strecke, die man beginnt, um sie erzählend zu beenden (vgl. S.J. Schmidt, V. Flusser)